

Dresdner aus Leidenschaft

Schriftsteller Marcel Beyer vertraut dem Intellekt seiner Leser

„Putins Briefkasten“ ist eine Sammlung von Recherchen, der Erzähler ständig in Bewegung und auf der Suche. Dessen Verfasser, der hochgelobte Schriftsteller Marcel Beyer, blickt bisher auf mehrere erfolgreiche Romane und zahlreiche Auszeichnungen zurück.

Sein neuestes Werk schafft eine wunderbare Welt voller Anspielungen und Assoziationen zwischen Dresden und Minsk, der Münchener Pinakothek und Marcel Proust. Irgendwann entsteht das Gefühl, zusammen mit dem Protagonisten unterwegs zu sein, mit seinen Augen zu sehen und zu fühlen. *Die Novum* hat den Schriftsteller in seiner Wahlheimat Dresden getroffen.

Dresden scheint es Ihnen ja angehtan zu haben! Wie sind Sie eigentlich in diese Stadt gekommen?

1991 bin ich einmal für einen Tag in Dresden gewesen. 1996 kam ich wieder her, denn ich merkte, dass Westdeutschland mich langweilte. Im Westen gab es bestimmte gesellschaftliche Strukturen, die im Osten einfach noch nicht galten. Hier gab es durch die unterschiedlichsten Milieus hindurch soziale Verknüpfungen, was ich total interessant fand.

Ich kam hier an und wohin ich schaute, sah ich Geschichten verborgen! Ich wollte diesen verborgenen Geschichten, die sich in ganz unscheinbaren Details manifestieren, nachgehen. Natürlich muss man auch einen Blick für solche Vorkommnisse haben. Dresden – als Wiege der Romantik – betrachte ich mit einem ebenso romantischen Blick. Es „schläft ein Lied in allen Dingen“ – man kommt nach Dresden und sagt sich: Genau so ist das!

Was ist das besondere an Dresdner Geschichten?

Das ist unheimlich spannend: Wenn man einer Geschichte nachgeht, die jemand erzählt, merkt man oft, dass derjenige sie auch nur vom Erzählen kennt. So leben in Dresden Begebenheiten über mehrere Generationen fort, verändern sich und werden zu einem Teil der Wirklichkeit. Wie eine moderne Volkssage. Und so will man manchmal die Wirklichkeit recherchieren und landet mitten in der Fiktion.

Trotzdem sind die Erzählungen so tief in den Köpfen verwurzelt, dass sie weiterleben. Das kann man sich mit der Zerstörung der Stadt kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs erklären. Nach 1945 lief man durch Trümmer – da konnte man sich die Stadt nur durch Geschichten wiederaufbauen. Denn die schaffen Identität.



Wahl-Dresdner und Lyriker: Marcel Beyer im Gespräch mit *Novum*-Redakteur Oleg Jampolski.

Was inspiriert Sie sonst zum Schreiben?

Am Anfang eines Romans steht bei mir kein Plot. Ich brauche Zeiträume oder einen Ort. So wie Dresden. Dann merke ich: „Da steckt was drin!“ Sobald ich den ersten Satz schreibe, eröffnen sich mir aber ganz andere Möglichkeiten als die, die ich mir vorher ausgedacht habe. Ich muss mir also tatsächlich alles „erschreiben“.

Blickt man in die Literaturschichte, so hatten die meisten Literaten noch einen Brotberuf. Sie widmen sich hauptberuflich der Schriftstellerei. Das klingt nach einer eigenen Freiheit, was natürlich eine schöne, aber wohl auch wahnsinnig schwierige Sache ist. Wie sieht denn der Arbeitstag eines Schriftstellers aus?

Man entwickelt unweigerlich die Fähigkeit, sich selbst zu disziplinieren. Das bereitet mir aber keine großen Schwierigkeiten. Ich habe schon als Kind stundenlang allein für mich spielen können. Das Schreiben ist nichts anderes als eine Fortführung dessen. Andere Menschen leben davon, im ständigen Dialog mit anderen zu stehen. Ich kann ganz gut auch

mal drei Tage keine E-Mails abrufen. In Schreibphasen tauche ich in eine innere Welt ein. Dort fehlt mir nichts.

Trotzdem machen Sie noch ganz unterschiedliche, andere Dinge.

Ja, das liegt nicht jedem Schriftsteller. Ich habe vor kurzem das dritte Libretto für eine Oper von Enno Poppe abgeschlossen. Momentan arbeite ich auch an einem Off-Text für einen Dokumentarfilm. Ich schaue also immer gerne nach angenehmen, herausfordernden Möglichkeiten, mich anderweitig zu betätigen.

In „Putins Briefkasten“ spielen mehrere Leitmotive eine wichtige Rolle. Eines davon ist die Sprache. Sie machen sich viele Gedanken über Formulierungen, hinterfragen die Bedeutung von Worten.

Ich glaube, das hat zweierlei Gründe: Zum einen bin ich Lyriker und schreibe meine Prosa auch als Lyriker. Ich denke über jede Formulierung, über jedes einzelne Wort nach. Zum anderen bin ich mit meinen Eltern in der Jugend einmal quer durch Deutschland gezogen. Ich habe somit keinen Dialekt, nehme aber überall sehr schnell einen gewissen Zungenschlag an. Trotzdem betrachte ich die

Sprache immer nur von außen. Ich muss also die Wörter wählen. Und dafür erst mal horchen und sammeln. Ich meine, dass sich im gängigen Vokabular, in Alltagsformulierungen ganz viel ausdrückt und viel zum Vorschein kommt. Oft ist es den Sprechern nicht bewusst, was es natürlich noch interessanter macht.

Sie arbeiten außerdem sehr viel mit Bildern, welche wiederum Assoziationen erzeugen.

Ja, ich finde, dass die Sprache selber denkt. Ich kann nicht sehr gut Argumente aufbauen, kann nicht gut kategorisieren. Aber indem man ein Bild gegen das andere stellt, passiert etwas. Sie interagieren miteinander. Ich gehe also immer davon aus: Der Leser ist auch noch da und kann selbst seine Verbindungen ziehen. Somit setze ich einfach verschiedene Motive gegeneinander an und führe damit auch vor, wie ich selber tickte, nicht argumentierend, sondern vielmehr assoziativ.

Das Interview führte Oleg Jampolski.

Marcel Beyer – „Putins Briefkasten“. Subrump, Februar 2012, 221 Seiten, 8,99 Euro.